



Maximilian Nutz

Die Sprachlosigkeit des erregten Gefühls.
Zur Problematik der Verständigung in Goethes "Werther"
und seiner Rezeption

Erstpublikation

Literatur für Leser 1982, H. 4, S. 217-229.

Vorlage:

Word-Datei des Autors

Autor:

Dr. Maximilian Nutz

Römerstraße 16

80801 München

EMail:

maximilian.nutz@t-online.de

MAXIMILIAN NUTZ

Die Sprachlosigkeit des erregten Gefühls Zur Problematik der Verständigung in Goethes «Werther» und seiner Rezeption

«Ich glaube nicht zuviel zu behaupten», schrieb 18 Jahre nach dem Erscheinen von Goethes «Werther» ein zeitgenössischer Kritiker der Empfindsamkeit, «wenn ich sage, daß über den geschriebenen Werther mehr Tränen als je um einen wirklichen Werther floßen».¹ Hatten orthodoxe protestantische Pastoren wie Goeze und spätaufklärerische Literaten wie Nicolai noch Angst, die durch die Lektüre erregten «Gefühle» könnten auf die Lebenspraxis zurückwirken, so unterstellt diese rückblickende Betrachtung von «Mode-Epoken der Teutschen Lektüre» dem «Werther-Fieber» nur noch den Charakter eines empfindsamen Rollenspiels, dem keine wirkliche Erlebnisfähigkeit entspricht. Die im Wertherkult vergossenen Tränen sind der Empfindsamkeitskritik der Spätaufklärer² nur Signale einer publizitätssüchtigen Selbstdarstellung von Individuen, die zu einem sozial aktiven Mitgefühl unfähig sind: Dem «Empfindler», schrieb Campe in einer pädagogischen Abhandlung, «ist angst und bange, daß nicht Augen genug ihn begaffen, nicht Ohren genug in der schönen Äusserung seiner angeblichen Empfindungen ihn belauschen mögten»³.

Eine Literatur, die solchen narzißtischen Gefühlsbedürfnissen entgegenkam und damit die «ausschweifende Eigenliebe» verstärkte, welche eine notwendige «Subordination» des Subjekts unter die gesellschaftlichen Rollenerwartungen verhindert⁴, widersprach dem aufklärerischen Konzept einer «Erziehung» durch Literatur, das Gefühlsregungen durch ästhetische Sinnlichkeit nur als Mittel zur Moralisierung des Handelns, zum «Einspielen» der «richtigen» Gefühle akzeptierte⁵. Die Provokation der im «Werther» dargestellten radikalen Intensität des Gefühls bestand nun darin, daß sich das Individuum gerade durch seine Empfin-

¹ [Karl August] Ragotzky, Über Mode-Epoken in der Teutschen Lektüre, in: Journal des Luxus und der Moden, 1792, S. 549-556, S. 551.

² Vgl. dazu Wolfgang Doktor, Kritik der Empfindsamkeit, Bern/Frankfurt 1975.

³ Joachim Heinrich Campe, Von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften. Besondere Warnung vor dem Modefehler die Empfindsamkeit zu überspannen, in: Ders., Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens..., T. 3, Hamburg 1785, S. 402.

⁴ Johann Melchior Goeze, Rezension des «Werther» in: Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg 1775, 4. April, zit. n.: Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen. Gesammelt und hrsg. v. Julius W. Braun, Berlin 1883, Bd. I, S. 99.

⁵ Jochen Schulte-Sasse, Das Konzept bürgerlich-literarischer Öffentlichkeit und die historischen Gründe seines Zerfalls, in: Aufklärung und literarische Öffentlichkeit, hrsg. v. Christa Bürger u. a., Frankfurt a. M. 1980, S. 83-115, S. 84 u. 92.

dungsfähigkeit der gesellschaftlichen Integration entzieht und damit den Optimismus der Aufklärung negiert, eine humane Moralität der Gesellschaft auf der Basis einer Gefühlskultur zu begründen.

Im Gegensatz zur aufklärerischen Kritik am «eigensinnigen» Charakter von Werthers Gefühlsfähigkeit⁶ hat die Literaturwissenschaft weitgehend an deren positivem Wert festgehalten und sie gegen ihre Pervertierung «zur Mode und zum äußerlichen Habitus» abgegrenzt⁷. Ob man dieses Gefühl als «emotionale Rebellion» gegen die repressive Vergesellschaftlichung des Subjekts deutete⁸ oder als notwendig zur Tragödie führendes «Absolut-Setzen der Liebe»⁹, die emanzipatorische Bedeutung einer «Sprache des Herzens» blieb unhinterfragt. Statt die Ausdrucksformen der durch diese Sprache erregten Gefühle der Rezipienten als «trivial» oder als «Mode» abzuwerten, soll hier gefragt werden, ob die topischen Muster einer gegenseitigen Bestätigung der Gefühlsintensität nicht auf die grundsätzliche Problematik einer kommunikativen Selbstvergewisserung von «Gefühl» hinweisen. Anders formuliert: ob hinter der «Sprachlosigkeit» der Rezipienten nicht das Dilemma sichtbar wird, einen literarischen Diskurs auf dem «Gefühl» zu fundieren¹⁰.

Die Problematik der «Kommunikativität» des Gefühls in der Briefkultur

Im XIII. Buch von «Dichtung und Wahrheit» geht Goethe im Rückblick auf die Entstehungssituation des «Werther» auf den geselligen Charakter der Kommunikation über emotionale Erfahrungen ein: «... es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem einzelnen sprechen, oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten»¹¹. Sowohl Habermas' Modell eines «literarischen Rasonnements», in

⁶ Rezension von Nicolais «Freuden des jungen Werthers», in: Neue Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle 1775, zit. nach Braun, S. 79.

⁷ Klaus R. Scherpe, Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert, 2. Aufl. Wiesbaden 1975, S. 99.

⁸ Peter Uwe Hohendahl, Empfindsamkeit und gesellschaftliches Bewußtsein. Zur Soziologie des empfindsamen Romans am Beispiel von «La Vie de Marianne», «Clarissa», «Fräulein von Sternheim» und «Werther», in: Jahrbuch der dt. Schillergesellschaft 16, 1972, S. 176-207, S. 204. Scherpe spricht von der «Rebellion des Herzens» gegen die «bürgerliche Lebenspraxis im absolutistischen Staat» (a. a. O., S. 91 ff.).

⁹ Erich Trunz, Anmerkungen zum VI. Bd. der Hamburger Ausgabe von Goethes Werken, 5. Aufl. Hamburg 1963, S. 552.

¹⁰ Vgl. den Hinweis auf die «Problematik von Empfindung und Privatsprache» bei Wolfgang Doktor/Gerhard Sauder (Hrsg.), Empfindsamkeit. Theoretische und kritische Texte, Stuttgart 1976, S. 208. Marianne Wunsch deutet an, daß Goethes «Werther» «das von der Lyrik verschwiegene Problem» aufwerfe, «wie denn das Gefühl überhaupt aussprechbar sei.» (Dies., Der Strukturwandel in der Lyrik Goethes, Stuttgart 1975, S. 123).

¹¹ Johann Wolfgang Goethe, Dichtung und Wahrheit, Hamburger Ausgabe Bd. IX, S. 558.

dem sich die Privatleute «qua Menschen über die Erfahrungen ihrer Subjektivität» unterhalten, als auch dessen kritische Modifikation durch Schulte-Sasse, der darauf hinweist, daß diese literarische Öffentlichkeit «nicht nur eine Verständigung über Subjektivität», sondern auch die «gemeinsame ... Erfahrung von Subjektivität» ermögliche¹², verdecken die Problematik jener «Offenherzigkeit»: das Subjekt erfährt seine individuelle Emotionalität im Blick auf die Mitteilungsbedürftigkeit. Die vorhandene «Objektivität» eines «moralischen Diskurses» ist der Rahmen, in dem, und die Basis, auf der sich das Subjekt seiner Gefühle kommunikativ versichern kann. Indem die empfindsame Aufklärung an der Verbindlichkeit eines solchen Diskurses festhält, wird ihr die Kommunikativität des Gefühls noch nicht zum Problem. Im «dialogischen» Modell der Briefromane von Gellert bis zur La Roche kommt die Hoffnung auf die «gesellige» Kultivierung emotionaler Erfahrung zum Ausdruck¹³. In Goethes «Werther», der «monologisch» sich dieser Utopie verweigert, wird dagegen die Grundproblematik der kommunikativen «Erfahrung von Subjektivität» konstitutiv. Je radikaler das Subjekt die Individualität *seines* Herzens erlebt, desto mehr verstummt es gegenüber dem gesellschaftlich inszenierten moralischen Diskurs. Insofern sind die Leser des «Werther», die sensibel ihre *eigenen* Gefühlserregungen beobachten, die adäquaten Empfänger einer monologischen Botschaft.

In der empfindsamen Briefkultur des 18. Jahrhunderts wird die sprachliche Problematik der von Goethe angesprochenen «Offenherzigkeit» deutlich. Sie wird allerdings nicht erfaßt, wenn man die topischen «Signale» der Texte – die «Tränen», «Küsse», «Ohs», die Ellipsen und Hyperbeln, die syntaktischen Formen eines «eruptiven» Sprechens als modische Attitüde auffaßt oder sozialpsychologisch die Gefühlsbasis, die Freundschaftsbeziehungen, kritisiert: Freundschaft als «Verdoppelung» des eigenen Ichs, als «Potenzierung des Gefühlszentrums, das dadurch zu umso heftigeren Explosionen fähig war, als die innere Spannung nicht nur durch das konjunktive Fühlen der Beteiligten, sondern noch mehr durch das disjunktive Fühlen, das sich gegenseitig ständig ins Gefühl Hineinsteigern, schwindelnde Höhen erreichte»¹⁴. Denn wenn das «Akthafte», das Vorzeigen und «Fühlen des Fühlens»¹⁵, über den «Gefühlsinhalt» dominiert, so ist das nicht einfach das Resultat der narzißtischen Selbsterfahrung oder des Fehlens «echter»

¹² Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, 5. Aufl. 1971, S. 74; Jochen Schulte-Sasse, *Einleitung: Kritisch-rationale und literarische Öffentlichkeit*, in: *Aufklärung und literarische Öffentlichkeit*, a. a. O., S. 18.

¹³ Vgl. dazu knapp Gert Mattenklott, *Briefroman*, in: Horst Albert Glaser (Hrsg.), *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, Bd. 4, hrsg. v. Ralph-Rainer Wuthenow, Reinbek bei Hamburg 1980, S. 185 ff.

¹⁴ Leo Balet, E. Gerhard, *Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert*, Neuausgabe Frankfurt a. M. 1979, S. 309.

¹⁵ Lothar Pikulik, «Bürgerliches Trauerspiel» und Empfindsamkeit, Köln und Graz 1966, S. 79.

Gefühle, sondern die Folge des kommunikativen Dilemmas der zeitgenössischen Vorstellungen von «Gefühl».

Der Anspruch auf eine «freye, ungeheuchelte Sprache des Herzens oder der Seele»¹⁶ in den Briefen sieht sich der grundsätzlichen Schwierigkeit gegenüber, wie die «Besonderheit» des Gefühls überhaupt mitgeteilt werden kann. So topischen Charakter die Klagen über die «Unaussprechlichkeit» der psychischen Erfahrungen in den Briefen selbst auch haben, das Ungenügen der Seele an den «Schattenzeichen»¹⁷ ist mehr als ein bloßes Rollenspiel. Wenn sich die «Theilempfindungen» des Herzens, wie Herder meint¹⁸, nicht sprachlich mitteilen lassen, wenn sich das jeweils Spezifische des Gefühlsinhalts der Wiedergabe durch die «objektiven» Sprachzeichen mit ihren konventionell geregelten Bedeutungen sperrt, kann eine gemeinsame Basis der kommunikativen Vergewisserung der Fühlenden nur auf der Ebene der Intensität der Gefühlszustände, also auf quasi «formaler» Ebene, erreicht werden.

Indem Sprache die Leistung erbringen muß, diese Intensität glaubhaft zu demonstrieren, muß ihre semantisch-denotative Funktion notwendigerweise von einer pragmatisch-gestischen überdeckt werden. Die Briefe erhalten die Aufgabe, die Körpersprache der Empfindung¹⁹, wie sie der direkte Kontakt ermöglicht, durch sprachliche Signale zu ersetzen. Die kumulative Verwendung dieser Signale ist nicht nur «Modestil», sondern die Konsequenz gestisch-ausdruckshafter Kommunikation über Empfindungen. Aus dem inhaltlichen «moralischen Diskurs» wird damit, ohne daß dieser grundsätzlich kritisiert würde, der gemeinsame Vollzug von Erkennungszeichen des erregten Gefühls. Damit aber wird das auf seine Einzigartigkeit pochende Gefühl «sprachlos», weil die gestischen Zeichen die Kommunikation gerade entindividualisieren.

Gesten der Gefühlsregung in den Briefen der Werther-Leser

In der brieflichen Kommunikation der begeisterten «Werther»-Leser über ihre Lektüreerfahrungen wird die Reduktion des «literarischen Rasonnements» über den Text auf den Austausch von Signalen der Gefühlsregung deutlich. Indiz für die Intensität der emotionalen Wirkung ist für die Briefschreiber bereits ihr Lese-

¹⁶ Wilhelm Heinse an J. W. Ludwig Gleim, 18. Nov. 1770, in: Briefe zwischen Gleim, W. Heinse und J. v. Müller, hrsg. v. W. Körte, Zürich 1806, Bd. I, S. 13; zur Briefkultur des 18. Jahrhunderts vgl. Georg Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2. Th., Berlin 1891 (unverän. Nachdruck Zürich 1968), S. 245 ff.

¹⁷ Ludwig Urlichs (Hrsg.), Charlotte von Schiller und ihre Freunde, 3 Bde., Stuttgart 1860 ff., Bd. II, S. 221.

¹⁸ Johann Gottfried Herder, Briefe, Gesamtausgabe, 2. Bd., Weimar 1977, S. 86.

¹⁹ Vgl. zu den empfindsamen Gesten der Gefühlsmitteilung Leo Balet, Verbürgerlichung, S. 306ff.

verhalten: Man teilt einander mit, den Text «in einem Atem» gelesen²⁰, ja ihn geradezu «verschlungen» zu haben²¹. Das Werk wird dem Gleichgesinnten als Medium der Gefühlserregung empfohlen: «Werthers Leiden», schreibt Lavater an Zimmermann, «werden dich entzücken und in Tränen schmelzen»²². Aber ein Erfahrungsaustausch über die emotionalen Leseerfahrungen, in den die Subjekte ihre Individualität einbrächten, findet nicht statt. Zimmermann glaubt das Bedürfnis der Frau von Stein, die «Empfindungen zu wissen, die das Lesen von <Werthers Leiden> bei Ihnen verursacht» hat, mit folgenden «wenigen Worten» beantwortet zu haben: «... das Lesen des ersten Bandes hat mich so erregt, hat alle Saiten meiner Seele so getroffen und in Schwingung versetzt, daß ich mich vierzehn Tage ausruhen mußte, ehe ich den Mut hatte, zum zweiten zu greifen...».²³ Die Reduktion der Kommunikation auf Zeichen des Ausmaßes der «Rührung» wird zu einem Indiz für die Intensität der Wirkung des Textes, und in der gegenseitigen Information über solche Zeichen der «Erschütterung» und des «Entzückens» bestätigt sich für die Leser die Wirkungsqualität des Werks.

Der gegenseitige Austausch von Empfindungssignalen erfüllt darüber hinaus aber noch eine wichtige soziale Funktion: Die Leser versichern sich damit ihrer Zugehörigkeit zu einer emotionalen «Elite». Christian v. Stolberg beglückwünscht Voß dazu, rechtzeitig zum Erscheinen des «Werther» die für diesen Text nötige Sensibilität der Einfühlung entwickelt zu haben und nun zum Kreis der Empfindungsfähigen zu gehören²⁴. Ja, er macht die Empfindungsfähigkeit geradezu zum Kriterium für die Weitergabe des Buches: «Ich habe es noch an Niemand gegeben, als von dem ich weiß, daß er's ganz empfindet»²⁵. Die Empfindsamen möchten «ihren» Werther am liebsten für gesteigerte emotionale Grupeerfahrungen in ihren Freundschaftszirkeln «privatisieren». «Ich wollte», schreibt die Gräfin Stolberg an Boie, daß das «göttliche Buch ... nicht gedruckt wäre; es ist zu gut für diese Welt»²⁶

Durch die gestenhafte Selbst- und Fremdbestätigung der eigenen Empfindungsfähigkeit bleiben die Subjekte aber «monologisch» auf ihre individuellen psychischen Erfahrungen fixiert. Insofern können sie auch am Text keine neuen «Leseerfahrungen» machen, sondern nur ihre eigenen Empfindungen verdoppeln.

²⁰ Gleim an Heinse, in: Wilhelm Bode, Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen, Bd. 1 Berlin 1918, S. 79.

²¹ Johann Georg Zimmermann an Frau v. Stein, 19. Jan. 1775, ebd. S. 104; Johann Rudolf Frey an Isaak Iselin, 13. April 1775, ebd. S. 123.

²² Ebd., S. 107.

²³ Ebd., S. 104.

²⁴ Christian v. Stolberg an Johann Heinrich Voß, 31. Dez. 1774, ebd., S. 102.

²⁵ Ebd.

²⁶ Auguste v. Stolberg an Heinrich Christian Boie, 7. März 1775, ebd., S. 115.

Voß denkt bei der Lektüre an seine Braut und fühlt deshalb «Werthers Leiden» als seine²⁷. Christian v. Stolberg glaubt «in jedem Raisonement und in jedem Gesicht» sich zu erkennen²⁸. Die Empfindungsfähigkeit der Leser erweist sich in Wirklichkeit nicht, wie die Empfindsamen glauben, als Voraussetzung, sondern als Barriere für «Verstehen»: Der Text ermöglicht nur die gesteigerte Wahrnehmung der eigenen Gefühle. Insofern ist die Angst der Aufklärer, das Werk könnte von der Vernunft nicht mehr kontrollierte «Leidenschaften» beim Leser erst hervorrufen, Ergebnis eines mißverstandenen Wirkungspotentials von Literatur. «Werde ich empfänglicher für die Liebe», fragt Zimmermann zu Recht, «weil ich dies Buch gelesen habe? Ach, es sagt mir nur, wie ich geliebt habe, längst ehe ich es las.»²⁹

Voraussetzung für diese Benützung des Textes als «Gefühlsdroge» war die Auffassung von Sprache als «natürlichem» Ausdruck der Empfindungen des Autors. Für Gleim «kommt alles aus dem Herzen und aus dem Geist, wie's drinnen war»³⁰, die Gräfin Stolberg ist überzeugt, daß Goethe «so und eben so denkt und empfindet, als er schreibt»³¹. Literatur, als «unmittelbare» Sprachgebärde eines Empfindungsgenies mißverstanden, ersetzt gleichsam den personalen Kontakt zwischen dem Autor und seinem Leser. Friedrich v. Stolbergs Wunsch, Goethe «mitten im Lesen umarmen» zu wollen³², ist so nur die Konsequenz eines Umgangs mit Literatur, das diese zum Medium von Gefühlsprozessen fetischisiert.

Sprache des Gefühls und literarische Öffentlichkeit. Das Dilemma der Rezensenten

«Kritisieren soll ich?» schreibt Schubart in einer Besprechung des «Werther», «könnt ichs, so hätte ich kein Herz. Göttin Critica steht ja selbst vor diesem Meisterstücke des allerfeinsten Menschengefühls aufgethauet da»³³. Distanziert er sich damit zwar nur von einer Literaturkritik, die einen Text an normativen produktionsästhetischen Kriterien mißt, so ist damit aber zugleich eine Problematik angesprochen, die Herders Begründung der Kritik aus dem «Gefühl»³⁴ nur scheinbar zu lösen vermochte: wie sich auf der Basis subjektiver Erfahrung des «Herzens»

²⁷ Voß an Ernestine Boie, 22. Okt. 1774, ebd., S. 77.

²⁸ Christian v. Stolberg an Voß, 31. Dez. 1774, ebd., S. 102.

²⁹ Johann Georg Zimmermann an Frau v. Stein, 19. Jan. 1775, ebd., S. 105.

³⁰ Gleim an Heinse, Okt. 1774, ebd., S. 79.

³¹ Auguste v. Stolberg an Heinrich Christian Boie, 14. Nov. 1774, ebd., S. 87.

³² Friedrich v. Stolberg an Voß, 3. Dez. 1774, ebd., S. 93.

³³ Christian Schubart, Deutsche Chronik, Augsburg 1774, 5. Dez., in: Braun, S. 64.

³⁴ Johann Gottfried Herder, Rezension des Ugolino, in: Ders., Sämtliche Werke, hrsg. v. B. Suphan, Bd. 4, Berlin 1878, S. 311.

der verbindliche moralische Diskurs der literarischen Öffentlichkeit konstituieren läßt, an dessen Beitrag zur «Erziehung des Menschengeschlechts» Herder festhalten möchte. Verstand Herder die Aufgabe der «nachempfindenden Kritik» als Beitrag zum »Verstehen« von «Plan und Zweck» eines Werkes «aus dessen eigener Seele»³⁵, als Nachvollziehen der textspezifischen Gestaltungsprinzipien, so sehen sich dazu die begeisterten Werther-Rezensenten aufgrund der Intensität ihrer Empfindung nicht mehr in der Lage. «Wer gefühlt hat und fühlt, was Werther fühlte«, schreibt Heinse, «dem verschwinden die Gedanken, ... wenn er's bloß anzeigen soll»³⁶.

Wenn Literaturkritik nicht mehr, sensibilisiert durch die Empfindung der Individualität des Textes, analytisch über diesen reden kann, weil dessen «lebendige Gestalt»³⁷ zwar empfunden, aber nicht beschrieben werden kann, bleibt ihr nur die Möglichkeit der öffentlichen Präsentation der Wirkung des Textes auf den Rezensenten: «Da sitz ich mit zerfloßnem Herzen, mit klopfender Brust, und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt», teilt Schubart seinen Lesern mit³⁸. Solch bildhafte Demonstration von Erregungszuständen hat nicht nur die Funktion, dem Leser den Text als Gefühlsdroge schmackhaft zu machen, sie ersetzt auch das explizite literarische Qualitätsurteil. Wird das Werk tatsächlich einmal in den Kontext einer Literatur des Herzens gestellt, sind konsequenterweise das «starkfühlende Herz» des Autors und das «Entzücken» des Lesers die einzigen Wertmaßstäbe³⁹. Wenn Lenz von den «Werther»-Rezensionen enttäuscht ist, weil sie kein «Urteil» enthalten, das «den Wert unseres Dichters nach Maßgabe der Bedürfnisse unserer Nation» bestimmt⁴⁰, macht er auf das Dilemma einer Literaturkritik aus dem bloßen Gefühl aufmerksam: In der Beschränkung des Kritikers auf seine «private» Leseerfahrung verliert eine literarische Öffentlichkeit ihre Funktion der Verständigung über gesellschaftliche Verhältnisse, durch welche Subjektivität vermittelt ist.

Die Informationen über Personenkonstellation, Thematik und Handlungsverlauf in den Rezensionen haben denn auch nur die Funktion, den «Helden» selbst als «Genie» der Empfindungsfähigkeit einzuführen, dessen «Sympathie»

³⁵ Ders., Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts in der Kritik, ebd., Bd. 24, S. 182; er sieht gerade darin eine Leistung der «älteren Kritik», zu der man zurückkehren müsse.

³⁶ Wilhelm Heinse: Die Leiden des jungen Werthers, in: Iris, hrsg. v. Jacobi, 1. Bd. 3. St., Düsseldorf 1774, S. 78. zit. n.: Braun, S. 65.

³⁷ Ebd.

³⁸ Schubart, a. a. O., Braun, S. 64.

³⁹ Heinse, a. a. O., Braun, S. 65.

⁴⁰ Johann Michael Reinhold Lenz, Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers, zit. nach: Karl Robert Mandelkow (Hrsg.), Goethe im Urteil seiner Kritiker, Teil I, München 1975, S. 58.

sich die Leser nicht entziehen können. Das «Mitgefühl» mit seinen Leiden, das der Leser empfinden wird, erweist seine Zugehörigkeit zu den «edlen Seelen», denen der Autor den Text «zum Geschenk» gab⁴¹. So mündet die Präsentation der Wirkung des Textes notwendig in eine Kommunikation mit den «wenigen Edlen», die sich glücklich fühlen können, weil sie die psychischen Voraussetzungen für die adäquate Rezeption mitbringen⁴². Heinse gibt dem weiblichen Lesepublikum der von ihm mit herausgegebenen Zeitschrift «Iris» sogar die Empfehlung, welche Gefühlsdisposition für die optimale Entfaltung des Wirkungspotentials geeignet sei: «Jede Leserin nehme (das Buch) in einer der glücklichen stillen Stunden in die Hand, wenn die Ebbe der Seele wieder Fluth geworden ist»⁴³.

Literaturkritik hat damit nur noch eine Vermittlungsfunktion zwischen dem emotionalen Potential des Textes und seiner Realisation in der Gefühlsbewegung der Leser. Damit aber hat sie sich reprivatisiert und ihre Möglichkeit der Verständigung über inhaltliche intersubjektive Erfahrungen preisgegeben. Die topischen Signale der Rezensionen haben nur noch Reizfunktion für die Initiierung des Lesens, sie bieten keine konkreten Reaktionen auf den Text, mit denen der Leser seine eigenen vergleichen und sie damit erweitern oder differenzieren kann. In der einsamen Lektüre, die den Text als Ersatz für einen Freund nimmt, wie das Motto zum «Werther» empfiehlt, oder in der Rezeption in Freundschaftszirkeln bleibt literarische Kommunikation auf die monologische psychische Selbsterfahrung der Subjekte beschränkt.

Was die Aufklärer daran beunruhigte, war die Befürchtung, diese Fixierung auf das subjektive Gefühlsvermögen könnte den geselligen Prozeß der «Aufklärung des Herzens»⁴⁴ bedrohen und eine Integration der Individuen in die gesellschaftlichen Rollenmuster verhindern. Werthers Scheitern in der Gesellschaft war für sie die Bestätigung der Gefahren eines Gefühlspotentials, das im schwärmerischen «Selbstgefühl» seine soziale Dimension, das «Mitgefühl», verliert. Bot sich Goethes Werther als «Gefühlsregungskunst» tatsächlich für eine solche Rezeption an?

⁴¹ Heinse, a. a. O., Braun, S. 66.

⁴² Frankfurter gelehrte Anzeigen, 1774, 1. Nov., Braun, S. 54.

⁴³ Braun, S. 65.

⁴⁴ Johann Georg Schlosser, Fragment über Aufklärung, zit. n.: Jochen Schulte-Sasse, Kritisch-rationale und literarische Öffentlichkeit, a. a. O., S. 19.

Monologische Sprachpotenz und Sprachlosigkeit der Interaktion im «Werther»

Wenn Goethe in einem Brief an Charlotte Kestner das Werk als ein «Gebetbuch, Schatzkästgen» ankündigt⁴⁵, um sie «Morgends und Abends zu stärken in guten Erinnerungen der Freundschaft und Liebe», und wenn er in der Vorrede des Herausgebers es als «Trost» und «Freund» empfiehlt⁴⁶, bietet er ein «Seelen- und Freundschaftsverhältnis zur Literatur» an⁴⁷, das im Gegensatz zum «geselligen» Raisonement privat-intimen Charakter hat. Wird der Leser schon durch die Kommunikationssituation des «monologischen» Briefromans in die Übernahme der Adressatenrolle gedrängt, so muß er sich im Verlauf der Lektüre umso mehr als der adäquate, einfühlsame Gesprächspartner fühlen, weil der fiktive Empfänger der Briefe, Wilhelm, Werthers Empfindungen gerade nicht auf der «sympathetischen» Ebene versteht. Statt einer Darstellung von Gefühlszuständen erwartet Wilhelm – wie sich aus den wenigen Stellen erkennen läßt, in denen Werther auf dessen «Briefe» eingeht – «historische» Briefe⁴⁸, in denen «in der Ordnung ..., wie's zugegangen ist» berichtet wird⁴⁹, im narrativen Kompositionsprinzip sich also die Distanz gegenüber dem Erzählten niederschlägt.

Werthers Beteuerungen im ersten Teil, daß Wilhelm ihn «verstehe»⁵⁰, kann der Leser zurecht mehr auf sich beziehen als auf Wilhelm, der mit seinen «überspannten Ideen» nichts anfangen kann. Was dieser kommunikativ beizutragen hätte – die «wohlmeinenden» Ratschläge eines Aufklärers – wird weder in Werthers Briefen ernsthaft aufgegriffen noch vom Herausgeber für wichtig befunden: Die Briefe sprechen für sich selbst, sie bedürfen keiner Antwort. Damit aber wird nicht nur der fiktive Adressat der Briefe »zur Stummheit verurteilt«⁵¹, sondern auch der Leser einer möglichen diskursiven Rolle enthoben. Was er sagen könnte, ist nicht nur inhaltlich, sondern als Kommunikationshandlung dem expressiven Charakter der Sprache des Gefühls unangemessen. Wo Werther «aus

⁴⁵ Goethe an Charlotte Kestner, 27. Aug. 1774, in: Goethes Briefe, Hamburger Ausgabe Bd. I, Hamburg 1962, S. 168.

⁴⁶ Goethe, Die Leiden des jungen Werthers, Erste Fassung, Gedenkausgabe (= GA) Bd. 4, Zürich 1953, S. 268.

⁴⁷ Georg Jäger, Die Wertherwirkung. Ein rezeptionsästhetischer Modellfall, in: Walter Müller-Seidel (Hrsg.), Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft, München 1974, S. 389-409, S. 395.

⁴⁸ GA 4, S. 274.

⁴⁹ Ebd., S. 280.

⁵⁰ Ebd., S. 284 u. 301.

⁵¹ Rolf Grimminger, Roman, in: Ders. (Hrsg.), Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 3, München 1980, S. 707.

ganzem Herzen» redet⁵², bleiben ihm, wie die Vorrede suggeriert, nur «Bewunderung», «Liebe» und «Tränen» des Mitleids oder eine diskursive Auseinandersetzung, die in Werthers Augen wohl jene Form des «unbedeutenden Gesprächs» annehmen würde, die er im Gespräch mit Albert über den Selbstmord so vehement verurteilt.

Zur Sprachlosigkeit wird der Leser aber auch insofern gezwungen, als die Briefe sowohl der äußeren Form nach – durch die Eliminierung der Anrede- und Grußformel – wie vom lyrisch-reflexiven Sprechgestus her tagebuchähnlichen Charakter haben und also nicht auf einen Dialog hin angelegt sind. Denn auch die «Reflexionen», von denen etwa Schubart schwärmt, weil sie «voll Sinn, Weltkenntnis, Weisheit und Wahrheit» seien, und deren »populäre Philosophie« Wieland lobt⁵³, sind ja nicht Beiträge zum geselligen moralischen Diskurs, wie er sich in der zeitgenössischen «Erfahrungsseelenkunde» oder «Popularphilosophie» konstituiert, dessen «Gemeinsprüche» Werther ja ablehnt, sondern nur unmittelbarer Ausdruck der Selbsterfahrung des Herzens «in seinen verborgensten Schlupfwinkeln»⁵⁴.

Verstummen muß der Leser schließlich im Erleben einer teilweise orgiastischen Sprachpotenz, die ihn «mit Leidenschaften und Empfindungen bekannt macht, die jeder in sich dunkel fühlt, die er aber nicht mit Namen zu nennen weiß»⁵⁵. Wenn aber Sprache «das Erleben auf den Begriff» bringt⁵⁶, die amorphen psychischen Prozesse erst auf dem Weg der Semantisierung vom Subjekt als individuelle erfahren werden, ist gerade die Diskrepanz zwischen den sprachlosen «dunklen» Gefühlen des Lesers und Werthers Ausdrucksfähigkeit Basis jener illusionären Identifikation, in der Goethes Text jedem einzelnen so erscheinen mußte, «als wäre er bloß für ihn geschrieben»⁵⁷. Werther schien die Versprachlichung der dumpfen Empfindungen seiner Leser zu ermöglichen.

Der monologischen Sprachpotenz steht aber Werthers Sprachskepsis in der kommunikativen Interaktion gegenüber, seine Angst vor «Mißverständnissen». Schon der erste Brief zeigt die Gefährdung sozialer Interaktion durch «Mißvers-

⁵² GA 4, S. 310.

⁵³ Schubart, a. a. O., Braun, S. 54; Christoph Martin Wieland, *Der Teutsche Merkur*, Weimar 1774, ebd., S. 69; Lenz, *Briefe über die Moralität*, a. a. O., S. 53.

⁵⁴ Lenz, *Briefe über die Moralität*, a. a. O., S. 53.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Vgl. dazu Alfred Lorenzer, *Psychoanalyse, Sprache und historischer Materialismus*, in: Ders., *Über den Gegenstand der Psychoanalyse oder: Sprache und Interaktion*, Frankfurt/M. 1973, S. 153-167, S. 164.

⁵⁷ Gespräch mit Eckermann, 2. Jan. 1824, *Hamburger Ausgabe* Bd. 6, S. 535.

tändnisse»⁵⁸, wie sie auf der Beziehungsebene aus Fehlinterpretationen des Verhaltens entstehen. Sie bedrohen sein Kontaktbedürfnis mit dem «einfachen» Volk, die Gespräche mit Albert, ja letzten Endes die Möglichkeit zwischenmenschlicher Beziehung überhaupt. Werthers Flucht in die symbiotische Einheit mit der Natur, die dem Bedürfnis nach «mütterlicher» Geborgenheit entspringt⁵⁹, ist das Ergebnis jenes Mangels an «Urvertrauen» in das Gelingen einer Kommunikation, die nicht schon vorsprachlich durch die «Sympathie» der Gefühle gesichert ist⁶⁰.

Das Glück, das Werther in der Beziehung zu Lotte zu erleben glaubt, resultiert gerade aus dem Gefühl eines solchen vorsprachlichen Verstehens der Herzen. Diese Symmetrie der Gefühlserregung, wie sie vor allem durch Lektüre vermittelt wird, bedarf keiner sprachlichen Objektivation, wie in der Gewitterszene deutlich wird: Das Losungswort «Klopstock» ist Garantie der gemeinsamen Empfindungen. Weil gerade diese aber nicht «unmittelbar», sondern literarisch-kulturell geprägt sind, macht diese Szene die Problematik der Erfahrung von Gefühl deutlich: Das Subjekt erlebt das eigene Fühlen im Rahmen literarisch geformter Versprachlichung. Aber wenn Werther bei diesem Signal «in dem Strome von Empfindungen» «versinkt»⁶¹, ist gerade auf dem Höhepunkt des wortlosen Verstehens dessen Basis durch die Regression in die sprachlose Übermacht der amorphen Gefühle bedroht, die das Subjekt kommunikativ zu isolieren droht. Je problematischer die Beziehung zu Lotte durch die Ausklammerung einer Thematisierung der Gefühle wird, um so mehr wird die Sprachlosigkeit der Interaktion deutlich.

Noch bei der letzten Zusammenkunft zwischen Lotte und Werther ersetzt die «Ossian»-Lektüre die Kommunikation über den psychischen Zustand der Liebenden. Hilft diese Lektüre zunächst die Situation des Alleinseins zu bewältigen, deren Bedrohlichkeit Lotte in den Griff zu bekommen sucht, indem sie eine individuelle und emotionale Ebene der Kommunikation meidet, so provoziert gerade die Sprache «Ossians» symmetrische Gesten des Gefühls, die beide als schuldhaft Offenerbarung der «Wahrheit» ihrer Beziehung erfahren: «Sie fühlten ihr eigenes

⁵⁸ GA 4, S. 269; vgl. auch den Brief vom 17. Mai: «Mißverstanden zu werden, das ist das Schicksal von unser einem» (ebd., S. 273)

⁵⁹ Vgl. Helmut Schmiedt, *Woran scheitert Werther?*, Poetica 11, 1979, S. 83-104, S. 83: «Weil Werther ... den Konflikten des Erwachsenendaseins ausweichen möchte, drängt er zurück in die Natur, in die er Erlösungsvorstellungen projizieren möchte, die sich eigentlich an eine Mutter richten.»

⁶⁰ Im Unterschied zu psychoanalytischen Deutungen geht es mir nicht darum, Werthers Kommunikationsprobleme, die ja vor allem auch in dem reduzierten Kontakt mit seiner Mutter deutlich werden, aus einer gestörten Mutterbeziehung abzuleiten. Wichtiger scheint mir die Frage nach der Struktur der Interaktion im «Werther» und ihr Zusammenhang mit der Rezeption.

⁶¹ GA 4, S. 289.

Elend in dem Schicksal der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Tränen vereinigten sie»⁶².

Erst nachdem Werther schon seinen Selbstmord beschlossen hat, erlebt er in dieser Situation durch die Gesten der «verwirrten Sinne» das Gefühl der Gewißheit, geliebt zu werden, das vorher durch die fehlende Thematisierung ihrer Beziehung nicht aufkommen konnte: Die Angst, ihre Zuwendungssignale «falsch» zu deuten, hatte ihn immer wieder in «fieberhafte Zweifel» gestürzt⁶³. Aber Werther weicht vor allem am Ende des Romans vor der unmittelbaren Kommunikation in die Mehrdeutigkeit der Sprache aus⁶⁴ und trägt damit selbst zum Mißlingen seines sehnlichsten Wunsches bei: verstanden zu werden. Nicht nur der Aufklärer Nicolai hatte in seinen «Freuden des jungen Werthers» sich von einer offenen Kommunikation eine glückliche Lösung erhofft⁶⁵, auch in der zweiten Fassung des Textes weist der «Herausgeber» darauf hin, daß durch eine «Vertraulichkeit» zwischen Lotte und Albert Werther «vielleicht ... noch zu retten gewesen» wäre⁶⁶.

Jede Thematisierung der Beziehung enthält für Werther allerdings die Gefahr, «mißverstanden» zu werden. Lottes Bemerkung, daß nur die Unmöglichkeit, sie zu besitzen, ihm diesen Wunsch «so reizend» mache⁶⁷, erlebt Werther als Infragestellung der Intensität seines Gefühls durch eine «psychologisch» argumentierende Vernunft, und er reagiert auch sofort mit einer Rückzugsgeste: «Er zog seine Hand aus der ihrigen, indem er sie mit einem starren, unwilligen Blicke ansah»⁶⁸. Jede Reaktion des Partners, welche die unterstellte Symmetrie der Empfindungen infrage stellt, wird als Zeichen der Schwierigkeit des Verstandenwerdens erfahren. Damit gerät Werther in eine kommunikative Isolation, die ihn immer abhängiger macht von Zeichen des «süß'ten Mitleidens»⁶⁹.

Die kommunikative Problematik des Gefühls zeigt sich selbst dort, wohin Werther aus Angst vor den Mißverständnissen sozialer Interaktion flieht: Natur

⁶² Ebd., S. 371.

⁶³ Ebd., S. 374.

⁶⁴ Vgl. den Brief an Albert vom 17. Dez.: «Mir war's besser, ich ginge.» (ebd., S. 355); ferner Werthers Äußerung am Ende des 1. Teils: «Wir sehen uns wieder.» (ebd., S. 323) sowie beim Besuch am 20. Dez. «Ich werde Sie nicht wieder sehen» (ebd., S. 359).

⁶⁵ Friedrich Nicolai, Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes, in: Goethe im Urteil seiner Kritiker, a. a. O., S. 27-39, S. 31: «Nach Hin- und Widerreden gestand Lotte ... den ganzen Vorgang des gestrigen Abends», und nach «reifer Überlegung» gibt Albert «alle Ansprüche an sie auf», da er «eine zärtliche wechselseitige Liebe nicht stören» will.

⁶⁶ GA, 4, S. 505.

⁶⁷ Ebd., S. 359.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Ebd., S. 349.

und Idylle «patriarchalischen Lebens»⁷⁰. Indem das empfindende Subjekt in der Erfahrung der Natur die eigene Gefühlsfähigkeit am intensivsten zu erleben scheint, muß es zugleich erkennen, daß seine «Kunst darunter leidet»⁷¹. Damit aber thematisiert Goethes Text selbst, den man so oft als unmittelbare Sprache des Herzens gerühmt hat, die Problematik einer Fundierung der Kunst auf dem «Erlebnis»: «ach könntest *du* das wieder ausdrücken, könntest du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele der Spiegel des unendlichen Gottes»⁷². Das intensive Gefühl reduziert die «vorstellende Kraft»⁷³, die der Objektwelt Konturen verleiht, ja es bedroht das Subjekt selbst, das sich in einem Prozeß der Abgrenzung von der zunächst symbiotisch erlebten Umwelt konstituiert.

Indem das Subjekt im Gefühl der Einheit mit der als «Mutter» erfahrenen Natur ganz es selbst zu sein glaubt, ist es zugleich von der Regression in die symbiotische Stufe bedroht, welche die Ich-Grenzen aufhebt. Weil sich die Einheit mit der Natur nur als Verdoppelung des eigenen Gefühlszustands erweist, in dem sich also das Ich nicht «geborgen» fühlen kann, und die Reflexion über soziale Interaktionsmechanismen das Individuum «verstummen» lassen⁷⁴, sehnt es sich zurück in jenen kindlichen Zustand unmittelbarer Wunscherfüllung. Im «Zugreifen» der Kinder als dem «natürlichsten Trieb der Menschheit»⁷⁵ wird die kompensatorische Funktion einer *Gefühlsbeziehung* zur Welt der Objekte vollends entlarvt.

«Nicht zugreifen zu dürfen» bei «soviel Liebenswürdigkeit» – damit formuliert Werther selbst die Widersprüchlichkeit einer Beziehung, deren Kommunikationsformen deutliche double-bind-Strukturen aufweisen⁷⁶. Denn Werther ist in der paradoxen Situation, daß ihn Lotte gerade wegen seiner ausgeprägten Gefühlsfähigkeit liebt, ihm aber gleichzeitig «den zu warmen Anteil an allem» vor-

⁷⁰ Ebd., S. 291; Werther reduziert seine Wahrnehmung des «einfachen Volks» auf Szenen von Genrebildern. Wo ihm sein «gutes Weib unter der Linde» in wenigen Worten ihr Elend darstellt, reagiert er mit Sprachlosigkeit: «Ich konnte ihr nichts sagen, und schenkte dem Kleinen was...» (ebd., S. 340)

⁷¹ Ebd., S. 270.

⁷² Ebd.

⁷³ Ebd., S. 303.

⁷⁴ Ebd., S. 275.

⁷⁵ Ebd., S. 345.

⁷⁶ Vgl. zur theoretischen Grundlage u. a. Sebastian Goeppert, Über Stellenwert und Aussagekraft der Double-Bind-Hypothese in der Psychoanalyse, *Linguistische Berichte* 33, 1974, S. 1-17. Zur psychoanalytischen Interpretation der Beziehung zwischen Werther und Lotte unter dem Aspekt einer Fixierung an die Mutter vgl. Reinhard Meyer-Kalkus, Werthers Krankheit zum Tode, in: Friedrich A. Kittler, Horst Turk (Hrsg.), *Urszenen*, Frankfurt/M. 1977, S. 76-138.

wirft und ihn zur «Mäßigung» auffordert⁷⁷. Ihr Verhalten signalisiert Zuwendung und Distanz zugleich. Das wird in pointierter Form in der letzten Begegnung deutlich: Während sie sich Werthers Umarmungen entzieht und ihn verbal für sein Verhalten durch die Drohung bestraft, daß er sie nicht wiedersehen werde, flieht sie «mit dem vollsten Blick der Liebe» ins Nebenzimmer⁷⁸. Selbst die Sprache des Gefühls unterliegt dem Mechanismus von Beziehungsfallen.

Die «utopische» Dimension der Kinderszenen liegt darin, daß in den «simplen Ausbrüchen des Begehrens» und den konkreten Befriedigungsmöglichkeiten der Wünsche das Modell einer Interaktion aufscheint, in der Verhaltenssignale das bedeuten, was sie sagen. Damit problematisiert Goethes «Werther» die epochale Hoffnung, im Rückgang auf die unmittelbare Gegebenheit des Gefühls könnte das Subjekt seine Identität innerhalb der Widersprüche zwischen gesellschaftlichen Rollenzwängen und subjektiven Entfaltungsansprüchen finden⁷⁹.

Die Sprache des Gefühls in der Literatur als «Beziehungsfalle» für den Leser

Die Problematisierung des «Gefühls» als Form der Erfahrung des Selbst und seiner Beziehung zur Objektwelt in Goethes «Werther» konnten die zeitgenössischen Leser deshalb nicht wahrnehmen, weil die vom Text angebotene Leserrolle gerade das Bedürfnis nach einer emotionalen Selbsterfahrung gleichzeitig suggestiv befriedigte und in Frage stellte. Die Leserrolle nimmt damit aber selbst die Form einer Beziehungsfalle an. Indem nämlich der Autor den Lesern die ihnen aus der Literatur – Klopstock, Gessner, Briefroman, Sturm-und-Drang – bekannten «Spracherfahrungen»⁸⁰ in raffinierter Weise in die Monoperspektive des «Helden» einschmilzt, sie vorführt, als wären sie «Natur», mit Herders Worten «Ausdruck einer lebendigen Menschenseele»⁸¹, reagiert der Leser mit sprachloser Gefühlserregung, statt sich eben der literarischen Vermittlung von Gefühlen bewußt zu werden.

Von den zeitgenössischen Bedürfnissen nach einer Zeichensprache des «echten» Gefühls her konnte der Text gerade durch die Wahrheitsillusion auf greifbare Situationen, Szenen, Gesten und Sprachmuster intensiver Gefühlszu-

⁷⁷ GA 4, S. 297 u. 359.

⁷⁸ Ebd., S. 372; vgl. auch M. Wünsch, *Strukturwandel*, a. a. O., S. 123.

⁷⁹ Vgl. dazu Paul Mog, *Ratio und Gefühlskultur. Studien zur Psychogenese der Literatur im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1976.

⁸⁰ Victor Lange, *Die Sprache als Erzählform in Goethes Werther*, in: *Formenwandel. Festschrift für Paul Böckmann*, hrsg. v. Walter Müller-Seidel und Wolfgang Preisendanz, Hamburg 1964, S. 261-271, S. 265ff. «Das zentrale Anliegen des *Werther* ist das Problem der Verständigung» (271).

⁸¹ Herder, *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele*, in: *Ders., Sämtliche Werke*, a. a. O., Bd. 8, S. 165-333, S. 208.

stände hin gelesen und in der trivialen Vermarktung dann sozusagen «ausgeschlachtet» werden. Der verführerische Reiz, der für die Leser darin lag, in einer Mischung von Mitgefühl und Miterleben sich selbst in einer gesteigerten Gefühlsmöglichkeit zu erleben, führte zur Ausblendung jener Textsignale, welche die Sprache des Herzens problematisieren und die Gefühlsbeziehung zwischen Text und Leser selbst thematisieren. Schon die Vorrede «zitiert» ja eine literarisch vorgeprägte Leserrolle, die nicht wörtlich genommen werden durfte.

Man hat die zweite Fassung als Reaktion auf die «Fehlinterpretation» des Textes aufgefaßt, die darauf «mit Verstärkung der Distanzsignale» geantwortet habe⁸². Damit aber wurde die Widersprüchlichkeit der Leserrolle nur noch verstärkt: Das durch die Sprache des Herzens erregte Gefühl soll sich gleichzeitig von diesem Erregungszustand distanzieren, wo doch, wie Garve bemerkte, «diese Rührung bei fremder Not etwas so Angenehmes und Befriedigendes für die Seele ist»⁸³. Die Klassik versuchte deshalb den Widersprüchen einer Fundierung von Kunst auf dem Gefühl dadurch zu entgehen, daß sie zu einem «Vergnügen» am ästhetischen Verfahren selbst zu erziehen suchte, indem sie das «konkretistische Genießen»⁸⁴ durch die Dominanz des Kunstverstands blockierte. Damit sollten die Gefühle, die der doppelten Gefahr ihrer kommunikativen Isolation und ihrer trivialen Vermarktung ausgesetzt waren, in einem ästhetischen Diskurs gleichsam «resozialisiert» werden⁸⁵. Der Preis war allerdings eine Esoterik, welche die Befriedigung des Leserbedürfnisses, in der ästhetischen Illusion ihr «gemeines Leben» zu vergessen⁸⁶, de facto der Trivialliteratur überließ.

⁸² Hannelore Link, *Rezeptionsforschung*, Stuttgart 1976, S. 60; vgl. auch Georg Jäger, *Wertherwirkung*, a. a. O., S. 396.

⁸³ Christian Garve an Christian Felix Weiße, 19. Nov. 1774, in: Bode, a. a. O., S. 60.

⁸⁴ Theodor W. Adorno, *Kritische Theorie*, Frankfurt a. M. 1970, S. 26.

⁸⁵ Giuliano Baioni, *Naturlyrik*, in: *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, Bd. 4, a. a. O., S. 234-253, S. 253: Der klassische Goethe versuche, die «Erlebnisse der Subjektivität», welche sich der gesellschaftlichen Kommunikation zu entziehen drohen, «in Sprache und durch Sprache» zu «resozialisieren».

⁸⁶ Friedrich Schiller, *Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie*, in: *Ders., Sämtliche Werke*, Bd. 2, 3. Aufl. München 1962, S. 816.